



Freies Christentum

*Auf der Suche nach
neuen Wegen*

64. JAHRGANG – HEFT 6
NOVEMBER / DEZEMBER 2012

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

NOVEMBER / DEZEMBER 2012

INHALT

Andreas Rössler: **Gibt es göttliche Offenbarung?** 141

Wolfram Zoller: „**Von allen Seiten umgibst du mich**“ 145

Helmut Hölder: **Evolution (oder?) und Schöpfung** 149

Esther R. Suter: **Gerechtigkeit und Frieden** 151

Andreas Rössler: „**Universale Offenbarung?**“
Von der Jahrestagung 2012 des Bundes für Freies Christentum 156

Bücher 160 **Leser-Echo** 165

Wechsel in der Schriftleitung: Von Andreas Rössler zu Kurt Bangert 167

Termine 168

Zum Nachdenken: Hans-Ulrich Oberländer, Persönliches Credo
als Vaterunser

Zweimonatschrift des Bundes für Freies Christentum e. V.

Internet: www.bund-freies-christentum.de

Präsident

Professor Dr. Werner Zager

Alzeyer Straße 118, 67549 Worms

E-Mail: dwzager@t-online.de

Geschäftsführung

Karin Klingbeil

Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart

Telefon 0711 / 762672, Fax - 7655619

E-Mail: info@bund-freies-christentum.de

Druck

DCC Kästl

Schönbergstraße 45-47, 73760 Ostfildern

Anschriften der Autoren

Professor Dr. Helmut Hölder

Florentiner Str. 20/2028, 70619 Stuttgart

Dipl.-Ing. Hans-Ulrich Oberländer

S.-Allende-Platz 5, 07747 Jena

Pfarrerin Esther R. Suter

Dornacher Str. 286, CH 4053 Basel

Oberstudienrat i.R. Wolfram Zoller

Ulrich-von-Hutten-Str. 61,

70825 Korntal-Münchingen

Schriftleitung

Pfarrer Dr. Andreas Rössler

Oelschlägerstr. 20, 70619 Stuttgart

Telefon 0711 / 4780647

E-Mail: drandreas.roessler@t-online.de

Wort des Schriftleiters

Gibt es göttliche Offenbarung?

Bei der Jahrestagung des Bundes für Freies Christentum in der Evangelischen Akademie Hofgeismar vom 21. bis 23. September 2012 ging es um das Thema „'Universale Offenbarung?' Der eine Gott und die vielen Religionen“. Es lag nahe, in den Diskussionen „Offenbarung“ kontrovers zu diskutieren.

Was ist mit „Offenbarung“ überhaupt gemeint?, wurde gefragt. Professor Werner Zager versuchte eine elementare Bestimmung, die nicht auf den religiösen Bereich eingegrenzt ist: Etwas an sich Verborgenes gibt sich kund. Das lässt sich weiter entfalten: Im Alltag findet sich ständig Unbekanntes, Rätselhaftes, das uns neugierig macht oder uns regelrecht umtreibt. Lösen sich manche Rätsel auf, an deren Stelle neues Unbekanntes tritt, so ist das freilich noch nicht als „Offenbarung“ zu verstehen. Wohl aber ist es eine Art Offenbarung, wenn uns nach mühevolem Suchen und Grübeln eine Einsicht, eine Erkenntnis trifft, auf die wir nach eigenem Empfinden nicht selbst hätten kommen können, sondern die uns überfällt, die alles in ein neues Licht taucht und die uns künftig leitet.

In der Diskussion zu seinem Einführungsvortrag setzte Zager auf Grund einer Nachfrage nach seinem Offenbarungsverständnis bei der Erfahrung an, und das entspricht dem Vorgehen Paul Tillichs, der von „Offenbarungserfahrungen“ ausgeht.

Statt Offenbarung zu definieren, nannte Zager als ein grandioses Beispiel das „Turmerlebnis“ Martin Luthers. Dem Reformator war (wohl 1518) beim Nachsinnen über die in Römer 1,17 erwähnte „Gerechtigkeit Gottes“ aufgegangen: Gott ist nicht in der Weise „gerecht“, dass er jedem gnadenlos vergilt oder heimzahlt, was er geleistet oder versäumt hat, sondern er erklärt uns gottferne Menschen für gerecht. So macht er uns gerecht, obwohl wir es in uns selbst gar nicht sind, und befreit uns dazu, uns selbst anzunehmen, verantwortlich zu handeln und anderen Menschen gerecht zu werden.

Ein zweites berühmtes Beispiel für eine Offenbarungserfahrung ist Albert Schweitzers plötzliche Eingebung bei einer Dienstreise im September 1915 auf dem Ogowe-Fluss in Französisch-Äquatorialafrika, als sich ihm beim Anblick einer Herde von Büffeln der Begriff „Ehrfurcht vor dem Leben“ aufdrängte. Das war fortan für ihn und im Gefolge für viele seiner Freunde, Anhänger und Geistesverwandten eine Leitlinie für die ganze Lebensführung, übrigens ein-

schließlich der „Ehrfurcht vor dem unendlichen Grund des Lebens“ und der „Ehrfurcht vor der Wahrheit“.

Aber handelt es sich bei solchen Phänomene wirklich um Selbstkundgaben Gottes?, wurde gefragt. Es könnten ja auch einfach innerseelische Vorgänge sein, die man da nach außen projiziert, auf eine göttliche Leinwand gewissermaßen. Sicher gibt es solche „Offenbarungserfahrungen“ nicht ohne ein ganzes Geflecht von Einsichten, die aus früheren Erlebnissen gewonnen sind, von Gefühltem, das aus den Tiefen der Seele aufsteigt, von Ergebnissen des Fragens und Nachdenkens, und von Verarbeitungen und Neuschöpfungen dessen, was man in der Erziehung und in kultureller Prägung mitbekommen hat und was man im Lauf der Zeit einfach gelernt hat. Aber das ist eben nicht alles. Bei dieser Summe fehlt noch der entscheidende Kick. In einer Diskussion nach einem Vortrag wurde auf die „Inspirationen“, die Eingebungen von Künstlern, Komponisten, Dichtern und Wissenschaftlern verwiesen, die von sich bekennen: „Ich habe hart gearbeitet, es hat mir viel Mühe gekostet, aber das Entscheidende ist mir geschenkt worden.“

Offenbarungserfahrungen sind überwältigende Erlebnisse, die das eigene Leben umkrempeln, mit Sinn erfüllen und auch andere Menschen bereichern. Dass es sich hier aber um *göttliche* Offenbarung handelt, dass sich Gott selbst hier kundtut, das ist die Deutung derer, die das erlebt haben. Manche freilich deuten ihre eigenen dementsprechenden Erlebnisse anders. Wer sich etwa als Atheist versteht, deutet solche Erlebnisse als glücklichen, bereichernden Zufall oder als Zusammenwirken der vorgegebenen Natur und der eigenen Kreativität. Hier steht also Deutung gegen Deutung, Glaube gegen Glaube, der Glaube an einen als geistig, überpersönlich und willensstark zu verstehenden, immer größeren Gott gegen den Glauben an das Bedingtsein durch die Materie.

Ob das monotheistisch-transpersonale oder das atheistisch-materialistische oder ein pantheistisches Verständnis des „alles Umfassenden und alles Umgreifenden“ (so Kurt Bangert) unserem Dasein und der Welt angemessen ist, darum wird gestritten, aber immerhin auf einer gemeinsamen Basis. Die Dimension der alles ermöglichenden und bedingenden Daseinsmacht ist unstrittig. Nur was ihr wahres Gesicht ist und wie wir mit ihr dran sind, ist umstritten.

Ein Tagungsteilnehmer äußerte beharrlich den Verdacht, das christliche Nachfragen nach Offenbarung setze das schon voraus, was doch eigentlich erst zu suchen sei. In der Tat, Gottes Selbsterschließung, Selbstkundgabe – oder wie sonst man Offenbarung umschreiben mag – wird im Glauben und in der Theologie als Voraussetzung genommen. „Gottes Wort ergeht an uns, insbesondere in Jesus Christus“: Es ist aber doch zu fragen, ob es wirklich Gottes oder doch

nur menschliches Wort ist. Wie kann man da einfach davon ausgehen? Ist das nicht eine *petitio principii* (eine Erschleichung des Beweises), ein philosophischer oder theologischer „Zirkel“ (wie Tillich das genannt hat)?

Da ist etwas dran. Aber erstens kann man beim weiteren Suchen nach dem, was man voraussetzt, also hier nach der Selbstkundgabe Gottes, überraschende Entdeckungen machen, auf Neues, Unerwartetes stoßen, siehe Luther und Schweitzer. Zweitens entgehen auch die Kritiker diesem Zirkel nicht. Der Tagungsteilnehmer, der so vehement das Reden von göttlicher Offenbarung oder Selbstkundgabe hinterfragte, weil hierbei das vorausgesetzt sei, was doch erst zu suchen sei, machte seinerseits eine Voraussetzung, nämlich die Unerkennbarkeit des Absoluten, und wollte von dieser Voraussetzung aus alle religiösen Fragen beantworten: „Man weiß es nicht, man kann und wird es nicht wissen!“

Dietrich Bonhoeffer hat gesagt, wir müssten Wissenschaft betreiben und die Welt gestalten, „als ob es Gott nicht gäbe“, „*etsi deus non daretur*“. Diese lateinische Formel stammt von dem niederländischen Staatsrechtler Hugo Grotius (1583-1645), einem überzeugten freien Protestanten. Gott darf nicht an den Grenzen unseres gegenwärtigen Wissens als Lückenbüsser eingesetzt werden. Die Lücken werden sich schließen und dann wird hier die „Arbeitshypothese Gott“ wieder überflüssig. Und Gott kann nicht als ethisches Argument eingebracht werden, um uns bestimmte Forderungen aufzudrängen, die unserem sittlichen Empfinden widersprechen.

Heinz Zahrnt schrieb ein Buch mit dem Titel „Leben als ob es Gott gibt“ (München 1992). Da wird, freilich nicht für Wissenschaft und Ethik, sondern für den Glauben, der Spieß umgedreht: „Welche Wahrheit ein Mensch auch wählt, er kommt nicht um die Zumutung herum, dass er sich auf etwas einlassen und einen Vorschuss an Vertrauen wagen muss. [...] Wer Gottes gewiss werden will, muss – wie auch sonst im Leben – auf etwas setzen, was er vorher nicht weiß. Er muss glauben, denken und handeln – ‚*als ob es Gott gibt*‘. Allein so wird er erfahren, ob es ihn gibt“ (S. 13). Gehen wir also einmal davon aus, dass der lebendige Gott, wie ihn Jesus geglaubt hat, der Urgrund und das Ziel von allem ist. Leben und denken wir einmal „als ob es Gott gäbe“, „*etsi deus daretur*“, besser: „unter der Voraussetzung Gottes“.

Setzen wir also voraus: Die unstrittige und unbestreitbare kosmische Daseinskraft ist ihrem wahren Gesicht nach geistig, transpersonal und „Wille der Liebe“ (so Schweitzer). Dieser alles menschliche Begreifen sprengende Gott, der kein Teil der Wirklichkeit ist, sondern deren Grund, ist in diesem seinem wahren Gesicht nicht durch wissenschaftliches Forschen gedanklich zwingend zugänglich. Er macht sich bekannt, indem er sich einzelnen Menschen eindrucksvoll, inner-

lich überzeugend und alles Bisherige umwerfend kundgibt, durch die Betrachtung der Natur, durch Vorgänge in der Geschichte, durch eigene Lebenserfahrungen, durch Begegnungen mit anderen Menschen, durch plötzliche Einsichten und Einblicke. Was auf diese Weise einigen Menschen zuteil wird, geben diese anderen weiter, die dadurch ihrerseits in solche Offenbarungserfahrungen hineingenommen werden.

Müssen solche umwälzende Erfahrungen, die als „göttliche Offenbarung“ verstanden werden, immer sozusagen vollständig sein und damit womöglich exklusiv, andere Gottesbegegnungen herabstufend? Können bruchstückhafte, überholbare Gotteserfahrungen gar nicht als „Offenbarung“ qualifiziert werden? Oder kann man auch von „vorläufiger Offenbarung“ sprechen? Das wurde kontrovers diskutiert.

Ich meine, wir Menschen sind immer nur zu fragmentarischer Erfassung des immer größeren Gottes fähig. So muss sich die Offenbarung unserem Auffassungsvermögen anpassen. Der Alttestamentler Hermann Gunkel (1862-1932) hat einmal (sinngemäß) gesagt: „Gott redet zu Kindern kindlich und zu Erwachsenen auf erwachsene Weise.“ Ich denke an die Geschichte 2. Mose 33,12-21, wo Mose das Angesicht Gottes zu sehen begehrt und die Antwort bekommt, er solle sich in eine Felskluft stellen und sein Gesicht bedecken, bis Gottes Herrlichkeit vorübergezogen ist: „Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich sieht. [...] Du darfst hinter mir her sehen.“

So viel bekommen wir von Gott zu erfahren, wie wir zu einem sinnvollen Leben und einem getrosten und zuversichtlichen Sterben brauchen. Ist diese Offenbarung „vorläufig“, so ist sie dabei doch verbindlich. Sie ist erstens „ganzheitlich“, das heißt wir bekommen Aufschluss über das Ganze der Wirklichkeit. Ulrich Mann (1915-1989), der frühere Präsident des Bundes für Freies Christentum, schrieb: „Religion ist ganzheitliche Beziehung zum Ganzen“ (Das Christentum als absolute Religion, Darmstadt 1970, S. 3). Offenbarung ist zweitens „unbedingt“, weil wir in allen Bereichen unseres Lebens zum Guten, zur Gerechtigkeit, zur Liebe und zur Wahrhaftigkeit gefordert sind.

Bei der Tagung ging es speziell um die Frage der „universalen Offenbarung“. Gerade wenn die einzelnen Offenbarungserfahrungen vorläufig und damit für weitere Klärungen und Einsichten offen sind, ist davon auszugehen, dass Gott als Schöpfer aller Menschen grundsätzlich niemanden von echter Erkenntnis ausschließt, unabhängig von Zeitepoche, Kultur, Religion und Bildungsstand. Maßstab für echte Offenbarung ist nach christlicher Überzeugung der „Geist Jesu“, und das bedeutet: Befreiung, Lebensdienlichkeit, Schalom (Friede).

Andreas Rössler

Wolfram Zoller

„Von allen Seiten umgibst du mich“

Eine Taufansprache zu Psalm 139,5

Pfarrer Oberstudienrat i.R. Wolfram Zoller hielt am 6. Oktober 2012 in der Christuskirche zu Korntal eine Taufe. Das Taufkind aus dem Familienkreis heißt Felix. Der Ansprache, die im Folgenden dokumentiert wird, liegt Psalm 139, 5 zugrunde: „Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir“.

Taufe – da steht das gottgesegnete Wunder des Lebens im Mittelpunkt. Ein neuer Mensch hat das Licht der Welt erblickt, und so ein neues, von aller Kultur noch unbelecktes Kind fasziniert uns in ganz besonderem Maß. Wir verfolgen gespannt jeden Entwicklungsschritt, durch den dieses neue Leben in unsere Erwachsenenwelt hineinwächst. Ja, ein Wunder ist solch ein neues Leben, und wenn wir es beobachten, sehen wir an ihm die vielfältigen Fähigkeiten wachsen, die im Menschenleben angelegt sind, aber sich erst nach und nach entfalten: Zuerst die Beherrschung des Körpers: das Krabbeln, sich Aufrichten, Sitzen; gleichzeitig aber die Kommunikation im Anschauen, Zurücklächeln, in neugierigem alles-Betasten, später dann das Lernen des Ich-seins in der Trotzphase, und immer mehr erwacht der Verstand, es kommt das unaufhörliche Fragen und Wissenwollen, die geistige Eroberung des Daseins. Wem darüber nicht das Wunder des Lebens aufgeht, dem ist nicht zu helfen.

Dementsprechend ist das Staunen darüber uralte. „Ungeheuer ist viel, doch nichts ist ungeheurer als der Mensch“, hat schon vor zweieinhalbtausend Jahren der altgriechische Dramendichter Sophokles gesagt. Vielleicht noch einiges älter ist der 139. Psalm, aus dem unser Tauftext stammt. Im Unterschied aber zu Sophokles staunt und fragt der Psalmdichter noch tiefer, er sinnt nämlich dem Ursprung dieses Wunders nach, und er findet die Antwort in dem staunenden Bekenntnis: „Du [du schaffender Gott] hast mich gebildet im Mutterleibe. Wunderbar sind deine Werke, das erkennt meine Seele.“

Allerdings: Unsere heutige intellektuell und wissenschaftlich geprägte Welt sieht sich über solch altväterische Gedanken längst hinausgewachsen, fühlt sich über solch einem für antiquiert erachteten Glauben weit erhaben. Physiologische Prozesse sind das doch alles nur, was sich bei der Schwangerschaft im Mutterleib abspielt, nichts als Natur, zu deren Verstehen es keinen Gott braucht. *Wir* haben

seine Nachfolge angetreten, wir sind es, die heute die Natur beherrschen und die Gesetze und Strukturen durchschauen, ja, wir können heute einen Menschen im Reagenzglas entstehen lassen, und wir sind es, die als Herren über Leben und Tod die Rolle der Selektion im Streben nach dem fittesten Dasein zu übernehmen bereit sind. Wir empfinden uns als die Schöpfer, denn wir schaffen die Welt neu nach unseren Bedürfnissen und Wünschen.

Gewiss, wir haben es weit gebracht. Aber haben wir damit das Geheimnis des Lebens wirklich durchschaut? Haben wir nicht bloß erkannt und nachvollzogen, was die Natur uns längst vorgemacht hat? Die Biotechnologie weiß davon ja ihr Lied zu singen. Wenn sich aber alles von selber entwickelt hat, dann müssen ja all die komplizierten Strukturen und Gesetzmäßigkeiten und auch damit all die Errungenschaften des Menschseins von Anfang an in der Natur, nämlich im Big Bang des Urknalls, schon keimhaft angelegt gewesen sein. Ist dann also diese Urenergie selbst schon in sich intelligent, ist Weltgeist im Prozess (so Georg Wilhelm Friedrich Hegel) oder Wille (so Arthur Schopenhauer) oder Seele (so Ludwig Klages)? Doch das sind auch nur reine Spekulationen, Versuche einer denkerischen Annäherung an das Urgeheimnis des Seins, Formen philosophischen Glaubens.

Rein rational aber stehen wir an dieser Stelle, dem Ursprung der Komplexität der Natur, vor einer absoluten, unüberwindlichen Schranke, die uns das letzte rein rationale Begreifen verwehrt: einer Grenze, hinter der dann notwendigerweise die Fülle der persönlichen Überzeugungen anfängt, der Philosophien und der religiösen Glaubensformen.

Der Sprung des Glaubens

Vielleicht empfinden manche unter uns solche Gedankengänge in einer Taufpredigt als fremd. Doch nein: sie sind vielmehr gerade eine Brücke aus unserer modernen Zeit zu dem zweieinhalbtausend Jahre alten Psalm unserer Bibel und unserem Taufspruch, denn genau vor jener Grenze stand damals schon der Psalmdichter, weil wir – Immanuel Kant hat uns das ein für alle Male gezeigt – über diese Grenze mit unserem menschlichen Verstand niemals hinauskommen. Gestern wie heute und morgen sind wir an dieser Grenze auf den Sprung eines Glaubens angewiesen, der freilich höchst unterschiedlich ausfallen muss, religiös oder nichtreligiös.

Immer aber wollen wir damit das Ganze und also einen letzten Sinn begreifen, selbst wenn wir einen solchen Sinn ableugnen. Das Verlangen danach gehört eben zur Grundausstattung unserer Natur.

Der Psalmist hat diesen Sprung in die Ebene des Glaubens, den wir als Christen mit ihm tun, auf seine Weise und im Kontext seiner Kultur mit einem einzigen Wörtchen vollzogen: „Du!“ „Du – ungeheurer Schöpfer - hast mich gebildet im Mutterleibe. Ich danke dir, dass ich wunderbar gemacht bin.“ Und weil dieses Du so wundersam schon unsere ersten Anfänge umgreift, sieht er in diesem Wunder noch mehr: eine allgütige Zuwendung, ein grundlegendes Ja des Ursprungs aller Dinge zu sich, das nicht nur den Anfang, sondern auch die Gegenwart umgreift; und eben das sagt unser Taufspruch: „Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir.“

Das allumfassende, liebende Ja

Es ist genau dieses allumfassende liebende Ja, das Jesus mit seinem Wirken und in seinen Worten radikal ins praktische Leben umgesetzt hat, in seinem Einsatz für andere, in seinem Ruf zur Umkehr zu wahrer Menschlichkeit, seiner Zuwendung zu den im Leben zu kurz Gekommenen, seiner Kritik an denen, die sich der Freiheit der Liebe aus Angst um ihre Vorteile und Sicherheiten widersetzen. „Reich Gottes“ nannte er das. Sein ganzes Leben einschließlich seines Märtyrertodes war eine einzige Manifestation dieses göttlichen Ja, und eben das ist es, was wir jetzt in der Taufe feiern und unserem Kind zeichenhaft in Jesu Namen zusprechen. Denn Jesus hat gerade die Kinder zu sich kommen lassen, die die Jünger ärgerlich als bloße tumbe Unmündige wegjagen wollten. Nein, „lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solchen gehört das Reich, die Welt Gottes. Wer das Reich Gottes nicht empfängt wie ein Kind [nämlich so wie ein Kind vom Ja der Eltern lebt], der wird nicht hineinkommen.“

In diesem letzten umfassenden Ja, das uns in Jesus der schöpferische Weltgrund zuspricht, liegt das ganze Wesen des christlichen Glaubens beschlossen. Wer im Vertrauen auf dieses Ja lebt, hat jenen archimedischen Standort gewonnen, von dem der altgriechische Mathematiker gesagt hat, von da aus könne man die Welt bewegen. Das bedeutet nicht, dass wir den harten Schicksalen des Daseins, dass wir dem Nein von Leiden und Tod entnommen wären. Aber dieser Glaube schenkt eine Position, von der aus wir den Negativitäten des Lebens begegnen, ihnen Trotz bieten und sie schöpferisch bewältigen können. Dass dieses ewige Ja uns umfangend, liebend und sinngebend trägt, wird heute unserem Felix ganz persönlich auf den Kopf hin zugesagt, damit es später sein eigener Lebensgrund werde, auf dem er – wie sein Name sagt – sich als wahrhaft „Glücklicher“ erfahren möge. Denn „von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir“ – Gott sei Dank!

Ergänzung: Zum Glaubensbekenntnis

Das Apostolische Glaubensbekenntnis, das gemäß der kirchlichen Taufordnung gemeinsam zu sprechen ist, wurde folgendermaßen eingeleitet und erläutert:

„Bei der Taufe spricht die Christengemeinde der ganzen Welt ihren Glauben an den dreieinigen Gott aus mit den uralten Worten der Glaubensbekenntnisse aus den ersten Jahrhunderten der Kirchengeschichte. Diese Bekenntnisse bilden das Band der Zusammengehörigkeit der Weltchristenheit, die sich ansonsten in viele höchst unterschiedliche Kirchen zerteilt hat. Immer aber bedeutet dieses einende Bekenntnis zugleich einen gemeinsamen Widerspruch zu allen Mächten, durch die Gottes Reich des Friedens, der Gerechtigkeit und der Bewahrung der Schöpfung zerstört wird. In diesem Sinn sprechen wir nach alter Tradition“...
[Es folgt der Text des Apostolikums]

Dieses „Apostolische Glaubensbekenntnis“ ist als Taufbekenntnis der abendländischen Kirche seit 1700 Jahren in Gebrauch. Es bewegt sich daher in Vorstellungsformen, die uns heute weitgehend fremd geworden sind. Welche Bedeutung für unsere menschliche Existenz in diesen alten Formulierungen beschlossen liegt, möchte ich in der Sprache von heute versuchen so auszudrücken:

-- Wir glauben als Christen an Gott
und bekennen ihn als die schöpferische Macht des Seins,
die uns und alles trägt und bewegt
und die uns mit Dank und Vertrauen erfüllt.
Darum nennen wir diese Macht mit den Worten Jesu in symbolischer Sprache „Vater“;
-- als die schöpferische Macht der Liebe,
die uns im Leben, Wirken und Sterben Jesu Christi in ewiger, unzerstörbarer Lebendigkeit begegnet
und unsere egozentrischen Widrigkeiten und Widerstände überwindet.
Darum nennen wir Jesus in symbolischer Sprache den „Sohn Gottes“,
der diese befreiende und erlösende Liebe gegenwärtig macht
-- als die schöpferische Macht der Freiheit in Verantwortung,
wozu uns der Geist dieser Liebe täglich erneuert
und uns zusammenschließt zu einer Gemeinschaft des Füreinanderseins,
der lebensbejahenden Hoffnung auch über den Tod hinaus
und der menschenwürdigen Gestaltung des Lebens und der Schöpfung

im Kleinen wie im Großen.

Darum nennen wir diese göttlich befreiende und motivierende Macht den „Heiligen Geist“.

So also glauben wir, dass uns Gott in solch dreifacher Gestalt in *das große liebende Ja zu seinen Geschöpfen* hineinnimmt, sodass wir in Freude und Leid, im Leben und Sterben, für immer in ihm aufgehoben, sagen können:

Es ist gut.

Helmut Hölder

Evolution (oder?) und Schöpfung

„Von Gott durchwirkt, nicht bewirkt“

Dietrich Bonhoeffers Wort „Ein Gott, den es gibt, gibt es nicht“ lässt sich übersetzen in „Gott ist keine Ursache“ – keine causa (Ursache) naturwissenschaftlich erforschbarer Erscheinungen und Vorgänge. Denn diese sind kausal verkettet, und auch einer scheinbar ersten folgt zwangsläufig die Suche nach einer ihr noch vorangehenden Ursache, die es doch geben muss, und an deren Stelle noch weit über die Zeit der Aufklärung hinaus Gott als Lückenbüßer eingesetzt zu werden pflegte. Damit aber war Gott, an den im Christentum als Schöpfer allen Seins geglaubt wird, vom jeweiligen menschlichen Wissensstand abhängig.

Gott kann aber, selbst wenn der Gottesgedanke menschlicher Herkunft sein sollte, nur in einem Jenseits gedacht werden. Er kann nicht Ursache sein, wohl aber Urheber allen Geschehens und Seins, jeder Erforschung unzugänglich. Deshalb hatte der französische Naturforscher Pierre Simon Laplace recht, wenn er auf Napoleons Frage, wo Gott in seiner Forschung vorkomme, antwortete: „Sire, dieser Hypothese bedarf ich nicht.“ Er entsprach damit nur dem Bewusstsein um die Grenzen wissenschaftlicher Forschung, unbesehen gottgläubiger oder atheistischer Denkart. Denn der Gottesbegriff entzieht sich unserem Begreifen, zumal in seiner Gänze, die den Gott der Liebe sowohl als auch den „verborgenen Gott“ (den „Deus absconditus“) Martin Luthers umfasst.

In diesen Zusammenhang gehört auch der noch immer fortdauernde Streit um „Evolution oder Schöpfung“. Gemeinhin wird dieses Wortpaar dahin ge-

hend verstanden, dass es sich bei „Evolution“ um ein von natürlicher, bei „Schöpfung“ dagegen von übernatürlicher Kausalität bestimmtes Werden handle. Der ursprüngliche Schöpfungsbegriff gilt aber gar nicht einem Werden, sondern dem von Anfang an vollendeten Sein. Gestein galt, um ein Beispiel zu nennen, noch bis ins 17. Jahrhundert als in seiner heutigen festen Form aus Gottes Hand geschaffen und nicht etwa aus Meeresschlamm (oder Magma) hervorgegangen. Deshalb konnten auch einstige Lebewesen nicht als heutige Fossilien in das Harte hineingeraten sein, sondern waren als zugleich mit dem Stein aus Schöpferhand geschaffene „Figuren“ oder „Naturspiele“ zu deuten. (Von einer älteren Deutung seitens mancher Kirchenväter als Hinterlassenschaften der Sintflut sei hier abgesehen.)

„Gott schuf ... und es wurde“: ein natürlicher Werdegang war lange Zeit nicht in Sicht. Doch schon Aristoteles betonte den Unterschied zwischen Sein und Werden, also Fertigen und sich Wandelndem, und ebenso Goethe, wobei dieser das Wirken der Gottheit gerade dem noch unerforschlich erscheinenden *Werden*, nicht dem erforschbaren *Gewordenen* und Erstarrten zuwies (Gespräch mit Eckermann 1829).

Alexander von Humboldt schrieb in seinem „Kosmos“ noch um 1850, also kurz vor dem Durchbruch des Evolutionsgedankens durch Charles Darwin 1859, dass die (astronomischen) „geheimnisvollen und ungelösten Probleme des Werdens nicht in das empirische Gebiet [...] (der) Schilderung des Gewordenen“ gehörten. Wir vergessen bei der uns so selbstverständlichen Erforschung natürlicher Vorgänge oft, dass diese Thematik erst „vor Kurzem“ in den Gesichtskreis der Wissenschaft trat.

Die alte Vorstellung einer anfangs vollkommenen, erst später durch menschliche Schuld zerrütteten, erlösungsbedürftigen Schöpfung – so bei Mose im Alten, bei Paulus im Neuen Testament, aber auch noch zu Leibniz' Zeit – gehört freilich der Vergangenheit an, wobei von theologisch-symbolischer, immer sekundärer Deutung hier abgesehen sei.

Dennoch kann der Schöpfungsbegriff auch heute beibehalten werden, allerdings nicht mit einem „oder“ wahlweise neben die durch Kausalität bestimmte Evolution gesetzt werden. Denn er gehört einer höheren, metaphysisch geprägten Ebene an: „Evolution und Schöpfung“ oder „Schöpferische Evolution“ als Ausdruck dafür, dass sich alles natürliche Geschehen vor einem transzendenten Hintergrund abspielt – von Gott nicht *bewirkt*, sondern *durchwirkt*. Dieser Glaube entspricht auch der gewissen Einsicht, dass Wissenschaft niemals alles erklären wird noch kann, sondern das Goethe-Wort „das Unerforschliche ruhig zu verehren“ immer seine Geltung behalten wird.

Esther R. Suter

Gerechtigkeit und Frieden

Neues aus dem Ökumenischen Rat der Kirchen

„Gott des Lebens, weise uns den Weg zu Gerechtigkeit und Frieden“: Mit diesem Gebetsruf, Leitthema der 10. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) vom 30. Oktober bis 8. November 2013 in Busan (Korea), wurde die 60. Zentralausschuss-Tagung des ÖRK eröffnet. Der Zentralausschuss (ZA) tagte vom 28. August bis 5. September 2012. Er vertritt als ein Leitungsgremium des ÖRK die 349 Mitgliedskirchen. Etwa 300 Personen, darunter die 150 Delegierten aus aller Welt, folgten der Einladung in die Orthodoxe Akademie von Kreta in Kolymvari, die von Bartholomäus I. ausgegangen war, dem Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel.

Der Fokus dieser letzten ZA-Tagung vor der Vollversammlung in Busan liegt auf der Verwertung der „Früchte“ und Aufarbeitung der Friedenskonvokation von Jamaika 2011 und der Weiterarbeit am Konzept eines „gerechten Friedens“ im Hinblick auf die Vorbereitung der nächsten Vollversammlung. Zur Beschlussfassung liegen die Entwürfe „Erklärung zur Einheit“ der Kommission „Glaube und Kirchenverfassung“ und „Gemeinsam für das Leben: Mission und Evangelisation in sich wandelnden Kontexten“ der Kommission für Weltmission und Evangelisation vor. Außerdem wurden seit der letzten ZA-Tagung im Februar 2011 einige Leitungsfragen weiterverfolgt, beschlossene Umstrukturierungen im Rat selbst vorgenommen und ein neuer Bericht des Fortsetzungsausschusses für Leitungsfragen erstellt.

Ein Schwerpunkt besonderer Art bildete das Hearing zu „Christen und Veränderungen in der arabischen Welt“ mit Gastreferent Tarek Mitri (Libanon) vom griechisch-orthodoxen Patriarchat von Antiochien und dem ganzen Osten, Professor an der Amerikanischen Universität in Beirut und ehemaliger Minister sowie früheres Stabsmitglied des ÖRK für Interreligiösen Dialog und Programme von Zusammenarbeit. Er betonte mehrfach die Komplexität der politischen Lage in arabischen Ländern. Die Rolle der Kirchen sieht er darin vor allem im Zusammenbringen von Christen und Muslimen für das Gemeinwohl und im gemeinsamen Einsatz für Frieden. Es stehe oft nicht die Beziehung zwischen einer muslimischen Mehrheit und christlichen Minderheit auf dem Spiel, sondern es

gehe um Gerechtigkeit, politische Teilhabe, Menschenrechte und nationale Würde. Die kirchlichen Institutionen wurden nicht nur in Bezug auf ihre erhaltenden Funktionen definiert, sondern auch über ihr evangeliumsbezogenes vorgegebenes (imperatives) Zeugnis und ihren Dienst am Nachbarn. Die Kirchen hätten die Christen und Muslime nie als zwei monolithische, sich gegenüberstehende Blöcke wahrgenommen oder die Rechte der Minderheit den Wünschen (aspirations) der Mehrheit gegenübergestellt. Statt dieser Mehrheit-Minderheit-Dynamik betonte Mitri die Bedeutung eines neu zu erfindenden „Pakts der Bürgerschaft“, welcher Christen und Muslime durch politische Partizipation verbindet. Ein solcher Pakt sei in einigen Befreiungsbewegungen ein entscheidender Faktor gewesen und sollte wieder eingefordert werden im gegenwärtigen Verlangen der arabischen Völker für Freiheit, Würde und Demokratie.

Aus kirchlicher Sicht äußerte sich Erzbischof Nareg Amezian, ökumenischer Beauftragter des Katholikos von Kilikien. Seine Besorgnis über die Auswirkungen der politischen Ereignisse auch auf den Libanon drückte sich an der Auswanderung vor allem junger Libanesen, Christen und Muslime, die keine Sicherheit für eine bessere Zukunft sehen können. Es sei schwierig, die Menschen zu überzeugen zu bleiben und sich für das gemeinsame Zusammenleben zu engagieren. Die Aufgabe der Kirchen und religiösen Gemeinschaften sei, gemeinsam für Frieden und Gerechtigkeit zu arbeiten. Ungeachtet der (kleinen) Zahl von Christen im Libanon versuchen sie Botschafter dieses Anliegens zu sein und sowohl Verantwortliche auf regionaler wie internationaler Ebene davon zu überzeugen, sich für die Heiligkeit des Lebens und für dauerhaften Frieden einzusetzen.

„Zusammen dinieren und definieren“

Mit dem neuen Motto „dine and define together“ („zusammen dinieren und definieren“) will laut ÖRK-Generalsekretär Pfarrer Dr. Olav Fykse Tveit der ÖRK den Kirchen helfen, den Tisch zu decken zum Teilen des Lebens und der Gaben Gottes. Das Bild steht für die ökumenische Gemeinschaft als einer Tischgemeinschaft, welche auch „unser Leben und unsere Liebe, unsere Geschichte und unser Leid teilen soll am selben Tisch“. Ebenso soll ihre Arbeit gemeinsam diskutiert werden und ein Verständnis dafür entstehen, was die heutige Herausforderung der Kirche ist, „was uns trennt und was uns vereint, [...] denn wir stehen immer noch vor der wichtigen Aufgabe, unser Handeln zu definieren“. Einheit sei ein Ausdruck von Leben und von Liebe. Es gehe nicht nur um Endresultate oder perfekte Einmütigkeit oder darum, lediglich etwas gemeinsam zu

teilen, vielmehr gehe es ums Ganze. Denn das sei die Bedeutung von Abendmahlsgemeinschaft. „Dafür setzen wir uns ein und in den letzten 60 Jahren ist da einiges in dieser Richtung entstanden in Europa.“ Der Ausdruck „Dinieren und Definieren“ sei ein Sinnbild für die ökumenische Bewegung, für ihre Zielsetzung. „Wir haben begonnen, viel miteinander zu teilen und stehen nicht mehr am Ausgangspunkt.“

Doch in einer Beziehung fehle das Wichtigste noch, denn für eine Tischgemeinschaft im weiteren Sinn komme noch Entscheidendes dazu. Es bleibe nicht dabei, am Tisch zu dinieren, sondern Gemeinschaft bestehe außerdem im gemeinsamen Handeln, gemeinsamen Beten und für Gott zu leben. Ein „gerechter Friede“ erweise sich im gemeinsamen Handeln für eine andere Lebensqualität, nicht nur allein, sondern mit der Hilfe und Kraft, mit Hinweisen und aus dem Leben Gottes. „Wir können nicht nur vom Konzept eines ‚gerechten Friedens‘ sprechen, sondern müssen über die Texte selbst hinausdenken.“ Es gebe einige Beispiele dafür, wie Kirchen in unterschiedlichen Kontexten gerade darum streiten, ein echtes Zeugnis von Gerechtigkeit und Frieden abzugeben. Die Dynamik zwischen den beiden Werten Gerechtigkeit und Friede sei nicht statisch oder konzeptuell zu verstehen, sondern kontextuell anzugehen.

Tveit zeigte auf, dass bei der Suche nach neuen Ausdrücken wie „gerechter Friede“ inhaltlich der gerechte Friede in unterschiedlichen Kontexten zu etablieren sei und darin gerade das Einheitspotenzial bestehe. Wenn Kirchen dies in unterschiedlichen Kontexten versuchen, und sei es in einer Minderheitssituation, wo sie ihre Stimme erheben oder auch für ihre eigene Zukunft kämpfen müssen, dann trage die ökumenische Bewegung dazu bei, dass nicht nur von der Einheit in kleiner Perspektive ausgegangen werde wie etwa von Stammesdenken, Nation oder engeren Gruppeninteressen, sondern dass Kirchen einige Weite hineinzubringen vermögen. Es werde sichtbar, dass gerade in einer solchen Situation die Kirchen mit den schwerwiegenden Folgen von Globalisierung konfrontiert seien und so mitten in täglichen Herausforderungen stehen. Theologisch oder geistlich gesprochen solle gerade da die Kirche das Kreuz tragen, denn in solchen Situationen erhalte das Kreuz als Zeichen von Gottes Liebe und Präsenz eine stärkere Bedeutung für die Konfliktsituation oder in Ungerechtigkeit, die wir als Menschen erleben.

Durch die Einladung des Ökumenischen Patriarchen Bartholomäus I. nach Kolympari (Kreta) kam im Gespräch mit Tveit auch das Verhältnis zur Orthodoxie zur Sprache. Tveit verzeichnet eher zunehmende kritische Stimmen von orthodoxer Seite der Ökumene gegenüber. Einige fragen sich: „Ist die ökumenische Bewegung das, was wir wollen?“. Auch Stimmen gegen das Ökumenische

Patriarchat wegen seiner Verbindlichkeit zur ökumenischen Bewegung hätten sich in den letzten Jahren verstärkt. Vielleicht sei dies als Reaktion gegen Säkularisierung, pluralistische Gesellschaft, gegen die multireligiöse Realität in Europa zu verstehen. Deshalb sei die ökumenische Bewegung gerade wichtig, meinte Tveit. „Die Richtigkeit der ökumenischen Bewegung zeigt sich noch stärker, wenn sie umstritten ist.“ Der Patriarch erklärte bei seinem Besuch des ZA an der Orthodoxen Akademie, dass „das Bekenntnis des Ökumenischen Patriarchats zu Vision und Mission des ÖRK immer unerschütterlich und allem übergeordnet“ war.

Politisches Engagement von Christen

Frater Heikki Huttonen (orthodoxe Kirche Finnlands, autonomes ökumenisches Patriarchat von Konstantinopel) sprach sich für Demokratie in der Kirche aus, welche auch Frauen und den Gender-Ansatz einschlieÙe [Gender = soziale Geschlechterrolle]. Als Mitglied einer Minderheitskirche in säkularisierter westlicher Gesellschaft bezeichnete er das Christentum als Religion der Erneuerung.

Der EKD-Auslandbischof Martin Schindehütte zeigte sich im Gespräch mit der Katholischen Nachrichtenagentur überzeugt, dass das politische Engagement von Christen spirituell gegründet sein müsse. Was die Nacharbeit der Internationalen Ökumenischen Friedenskonvokation (Jamaika, 2011) angehe, werde in der EKD nachgedacht über die Bedeutung einer Schutzverantwortung für Menschen, deren Leben in kriegerischen Situationen bedroht ist. Eine EKD-Denkschrift hält fest: Es muss Möglichkeiten rechtserhaltender Gewalt geben, damit internationales Recht und Menschenrechte wiederhergestellt werden. Sie schlieÙe Gewaltanwendung ein. Für Schindehütte stellt sich die Frage, was dies konkret bedeute. Wie kann eine solche Intervention zustande kommen? Können das noch nationale Armeen sein? Was sind politische, militärische, gesellschaftliche Voraussetzungen dafür, dass es eine solche Wahrung des Rechts auch unter Gewaltandrohungen und -anwendung gibt? Wie muss dann die UNO aussehen?

Schindehütte vertritt für die 10. ÖRK-Vollversammlung 2013 in Busan das Anliegen eines globalen konziliaren Prozesses „Turning to Life – Justice and Peace in the Context of Climate Change“ („Hinkehr zum Leben – Gerechtigkeit und Friede im Kontext des Klimawandels“), der bis zur 11. Vollversammlung dauern solle.

In einem solchen konziliaren Prozess für die „Ökonomie des Lebens“ können die Kirchen ermutigt werden, „Kirchen der Transformation“ zu werden. Das würde bedeuten, dass eine Mentalitätsänderung eingeleitet werde, eine Spi-

ritualität der Transformation. Ein Grundvertrauen müsse aufgebaut werden dahin, dass Transformation etwas Rettendes, Hoffnungsvolles und nicht Bedrohliches sei. Die großen Veränderungen, die die Politik einleiten müsse, seien nur möglich, wenn in der Gesellschaft ein Vertrauen entsteht, dass diese Veränderungen gut sind und zum Leben führen.

In teilweise ähnlicher Richtung argumentierte Fernando Enns, Professor am Institute for Peace Church Theology, Hamburg: Das Konzept „Gerechter Friede“ (just peace) eröffne die Möglichkeit einer kohärenten Programmplanung für den ÖRK in den Fragen von Ökonomie, Ökologie, Gerechtigkeit und Überwindung von Gewalt in allen ihren Formen mit einem Gender-Ansatz, was sich schon im Planungsprozess für die Vollversammlung in Busan äußere und den engen Zusammenhang von Gerechtigkeit und Frieden aufzeige.

Dennoch ist die Terminologie „gerechter Friede“ und dessen Verständnis weiter in der Diskussion, da auch Bedenken geäußert werden zum Beispiel aus Indonesien aufgrund der historischen Vergangenheit, sodass an der Vollversammlung unbedingt dieses Konzept in seiner Breite zu überprüfen sei und ob es möglich sei, zu einem gemeinsamen Verständnis zu kommen. Enns betrachtet die Einwände von indonesischer Seite vordergründig als terminologisches Problem. Doch nach den bisher geführten Diskussionen, auch in Jamaika 2011, müsse diese Terminologie inhaltlich für den ÖRK tragfähig sein und damit ein ökumenischer Raum eröffnet werden, indem diese Fragen fortgeführt werden. Enns ist überzeugt, dass diese Perspektive in Zukunft wichtig sein wird; dass es dabei nicht nur um anwaltschaftliche Arbeit gehe und dass die Frage von Gerechtigkeit und Frieden ins Zentrum der ökumenischen Gemeinschaft gehören. Dies berühre natürlich auch die Frage der Einheit der Kirche, wie auch die Frage von Mission und der Gemeinschaft von Kirchen.

„Gerechter Friede“ sei zuerst als Geschenk Gottes zu begreifen. Wenn dies auf die Frage der Einheit der Christen bezogen werde, „dann verstehen wir, dass Frieden und Gerechtigkeit unter uns christlichen Kirchen bereits ein Geschenk ist, das wir empfangen“, meinte Enns. Daraus erwachse in der Folge auch eine inhaltliche Fülle des Missionsbegriffs. Die Mission der Kirchen des ÖRK sei nichts anderes als Frieden zu stiften und sich für gerechte Beziehungen in allen Dimensionen einzusetzen. „Wenn wir das glaubwürdig vertreten, dann ist das das christliche Zeugnis, das auch außerhalb der Kirchen wahrgenommen wird.“

Es sei Zeit zu erkennen, dass die Vitalität des christlichen Glaubens mehr und mehr auch außerhalb der traditionellen Religionen und Konfessionen zu finden sei und sich von Nord nach Süd verschiebe. Dass sich diese Realität noch nicht im Leben des ÖRK widerspiegeln, ist nach Enns eine zunehmende Schwäche.

Jahrestagung 2012

„‘Universale Offenbarung?’ Der eine Gott und die vielen Religionen“

Die Jahrestagung 2012 des Bundes für Freies Christentum fand vom 21. bis 23. September 2012 in der Evangelischen Akademie Hofgeismar statt, wieder als Kooperationstagung. Sie wurde von etwa 50 Personen besucht. Es ist vorgesehen, die Vorträge in einem von Werner Zager herausgegebenen Band zu veröffentlichen. (Ein Bericht über die Mitgliederversammlung wird folgen.)

(1) *Akademiedirektor Pfarrer Karl Waldeck* (Hofgeismar) verwies zu Beginn der Tagung auf die Schrift „Versuch einer Kritik aller Offenbarung“ aus dem Jahr 1792, verfasst von dem Philosophen Johann Gottlieb Fichte (1762-1814). Darin wird als Kern der Religion die Ethik gesehen, die mit den Forderungen der Vernunft übereinstimmen müsse. Göttliche Offenbarung könne ein Geschehen höchstens dann sein, wenn es mit dem Gebot der Vernunft übereinstimme. Ob es sich aber wirklich um Offenbarung handle, bleibe unabweisbar. Schon an diesen philosophischen Gedanken zeigt sich die Brisanz des Tagungsthemas.

(2) *Professor Dr. Werner Zager* (Worms) ging in seinem theologiegeschichtlichen Eingangreferat „Konzeptionen einer universalen Offenbarung innerhalb der liberalen Theologie“ auf markante freisinnige protestantische Theologen ein.

Der schwedische Erzbischof Nathan Söderblom (1866-1931) konnte sich nicht damit abfinden, dass sich Gottes Offenbarung auf längst vergangene Zeiten beschränken solle und dass sich Gott nur in Jesus Christus bzw. im Christentum offenbare.

Für den Neutestamentler und Religionsgeschichtler Wilhelm Bousset (1865-1920) war es eine „gottlose Position“, Gottes Offenbarung von vornherein einzuschränken. Nicht allein das Christentum sei „wahre Religion“, sondern die ganze Religionsgeschichte spiegele ein Reden Gottes mit der Menschheit wider.

Freilich sah Bousset das Christentum als die „ethische Erlösungsreligion“ als den Gipfelpunkt aller bisherigen Religionen. Im Werden des Christentums zeige sich eine immer weitere Entwicklung hin zum „Geist in der Wahrheit“.

Auch für den Systematischen Theologen und Religionsphilosophen Ernst Troeltsch (1865-1923) findet sich im Christentum die höchste Gottesoffenbarung. Doch gebe es auch in nichtchristlichen Religionen echte Offenbarung. Das Christentum sei nicht die „absolute“, wohl aber die „normative“, den Maßstab liefernde Religion. Troeltsch unterschied „zentrale Offenbarung“, die sich in der Bibel finde, „fortschreitende Offenbarung“ in der Geschichte und „gegenwärtige Offenbarung“ im eigenen Erleben.

Der Systematische Theologe Paul Tillich (1886-1965) sah bei wirklicher göttlicher Offenbarung alle menschlichen Gegebenheiten und Ereignisse erschüttert und verwandelt. Er

lehnte aber eine „supranaturalistische“, die Daseinsordnungen zerbrechende Sicht der Offenbarung ab. Die Norm für eine echte Offenbarung des Unbedingten und Verborgenen im Geschichtlichen sei das Kreuz Christi.

Der Religionswissenschaftler Friedrich Heiler (1892-1967), übrigens ein langjähriges Vorstandsmitglied des Bundes für Freies Christentum, vertrat eine „universale Offenbarung“, wonach sich Gott allen Menschen offenbart, sofern sie sich seinem Wirken nicht verschließen, und allen das Heil anbietet. Freilich war für Heiler die christliche Botschaft die höchste und abschließende Offenbarung, auf die Offenbarungen in anderen Religionen vorbereiten. Zager nannte das einen „christozentrischen Universalismus“.

Auch Heilers Schüler Hansjörg Jungheinrich (1907-2000), einer der Vordenker des Bundes für Freies Christentum, bejahte eine Vielzahl von Offenbarungen und fand zugleich bei Jesus Absolutheit, nämlich in der Liebe (agape), auf die Jesus hinweise.

Bei all diesen theologisch liberal ausgerichteten Denkern sieht Zager eine Grundübereinstimmung darüber, dass sich in den Religionen ein Offenbarungsprozess vollzieht und dass sich Gottes Offenbarung nicht auf Christus beschränkt. So kann auch das Christentum keinen Absolutheitsanspruch erheben.

Allerdings ist durch göttliche Offenbarung der Mensch „absolut“ betroffen: „‘Absolut’ ist eine Offenbarung Gottes, insofern sie den Menschen, den sie trifft, unbedingt angeht.“

(3) Der Theologe und Religionswissenschaftler *Professor Dr. Perry Schmidt-Leukel* (Münster), Vertreter einer pluralistischen Religionstheologie, sprach über „Die Vorstellung einer universalen Offenbarung aus der Perspektive von Hinduismus und Buddhismus“. Auch wenn der Begriff „Offenbarung“ mit den abrahamitischen Religionen (Judentum, Christentum, Islam) verknüpft sei, könne man religionsphänomenologisch diesen Begriff auch auf andere Religionen beziehen.

Im weiteren Sinn verstehe sich jede Religion als Offenbarung, sofern sie sich auf eine „transzendente Quelle“ zurückführe.

Dabei seien in Hinduismus und Buddhismus „personale und nicht-personale Transendenzen“ zu unterscheiden, ferner „instruktionstheoretisch“ die Offenbarung von Wahrheiten bzw. Texten und „kommunikationstheoretisch“ die Offenbarung als „Selbsterschließung einer übernatürlichen Wirklichkeit“. In den hinduistischen Upanishaden gelte die Liebe und das Erbarmen Gottes als die Triebkraft hinter der Offenbarung. Im Buddhismus trete normalerweise die „Erleuchtung“ an die Stelle von Offenbarung.

Nicht nur in den abrahamitischen Religionen, sondern auch in Hinduismus und Buddhismus gebe es „exklusivistische“, absolute Wahrheitsansprüche. Die andere Linie seien „inklusive“ Wahrheitsansprüche, die für die eigene Glaubensweise die höchste Wahrheit beanspruchen, anderen Glaubensweisen aber vorläufige Wahrheit zugestehen. Der Neu-Hinduismus postuliere ein dharma (= kosmische Ordnung) für alle Menschen, aber in der Form verschiedener Religionen, wobei der Hinduismus die Rahmentheorie liefere. Dies sei ein „primus-inter-pares-Pluralismus“. Der Dalai Lama vertrete die Auffassung, für Leute, die den buddhistischen Weg nicht gehen können, könnten andere Religionen zur Erkenntnis der letzten Wirklichkeit führen.

(4) „Die Vorstellung einer universalen Offenbarung aus der Perspektive von Judentum und Islam“ war das Thema des Theologen und Islamforschers *Dr. Martin Bauschke* (Berlin). Das Judentum vertrete einen „moralischen Universalismus“ statt einer „universalen Offenbarung“. Die sieben „noachitischen Gebote“ (Rechtspflege; Verbot, Gott zu fluchen; Verbot des Götzendienstes; der Unzucht; des Mordes; des Raubes; des Genusses eines Stücks von einem lebendigen Tier) aufgrund des Bundes Gottes mit Noah bildeten für das Judentum „den gemeinsamen Verhaltenskodex der Menschheit“. Von „universaler Offenbarung“ könne im Sinn des Judentums „erst am Ende die Rede sein“, in einem „universalen messianischen Zeitalter“, in dem alle den Willen Gottes tun, ohne dass damit alle Menschen Juden sein müssten.

Dagegen gebe es im Islam einen „selbstverständlichen Glauben an eine universale Offenbarung“. Die gesamte Schöpfung sei für die Muslime voller Zeichen, die auf Gottes Güte und Barmherzigkeit hinweisen. Ja „alles, was ist, ist ein Fingerzeig auf Gott hin“. Gott offenbare sich ferner in allen Propheten. So sei auch Jesus „ein Zeichen Gottes für diese Welt“ und „Medium für einen Höheren“. Sprach im Christentum der Kirchenvater Tertullian von der „anima naturaliter christiana“ (= die Seele ist von Natur aus christlich), so sei auch für den Koran die Natur des Menschen auf Gottesverehrung angelegt: „anima naturaliter muslimica“ (= die Seele ist von Natur aus muslimisch). Der Islam vertrete die Überzeugung: „Der Mensch kann nicht nicht-glauben“. Das Kriterium für Rechtgläubigkeit sei für den Islam Abraham, und das heiße: „Freunde Gottes können alle werden, die sich an dem Gottesfreund Abraham orientieren“.

(5) *Pfarrer Dr. Andreas Kössler* (Stuttgart), der Verfasser dieses Berichts, sprach zum Thema „Universales Gottesbewusstsein und religiöse Gleichgültigkeit - ein Widerspruch?“ Er ging - im Sinn des Satzes von Nikolai Berdjajew (1874-1948): „Der Mensch ist unheilbar religiös“ - davon aus, dass eine „religiöse Anlage“, ein „universales Transzendenzbewusstsein“ zum Menschsein gehöre. Dazu in Spannung stehe allerdings das vor allem in Europa weit verbreitete Phänomen der religiösen Gleichgültigkeit. Der Soziologe Max Weber (1864-1920) und der Philosoph Jürgen Habermas behaupteten von sich selbst, sie seien „religiös unmusikalisch“. Religiöse Gleichgültigkeit sei allerdings nicht deckungsgleich mit einem Atheismus, der durchaus bekenntnishaften Charakter haben könne, sondern sie bedeute, dass man die Frage nach dem Absoluten, nach der alles bedingenden Daseinskraft nicht mehr stelle.

Im Übrigen sei in dieser ganzen Thematik zwischen Religion im weiteren und im engeren Sinn zu unterscheiden. Religion im engeren Sinn sei die Glaubensgemeinschaft mit ihren heiligen Texten, ihren Überlieferungen, Ritualen und Symbolen. Religion im weiteren Sinn sei eben die Frage nach dem Hintergrund der Wirklichkeit und damit nach dem Sinn des Ganzen. Wer sich nicht zu einer bestimmten Glaubensgemeinschaft halte, könne trotzdem von der im weiteren Sinn religiösen Frage bewegt sein.

Die religiöse Gleichgültigkeit spreche insofern nicht gegen die grundsätzlich jedem Menschen wie die Sprache und das Gewissen mitgegebene „religiöse Anlage“, als jeder religiös Engagierte an sich selbst Phasen einer Tendenz zur religiösen Gleichgültigkeit beob-

achten könne, indem manchmal eben anderes in den Vordergrund trete und das Interesse von diesem oder jenem Problem oder Ereignis in Beschlag genommen werde. Doch dränge sich in Krisenerfahrungen wie auch angesichts bereichernder, beglückender Erlebnisse die Frage nach dem Woher und Wohin von allem wieder auf.

Im Blick auf das Thema „Universale Offenbarung?“ sei zu unterscheiden zwischen dem grundsätzlich allen Menschen gemeinsamen, wenn auch nicht selten beiseite gedrängten Bewusstsein des Absoluten, Unbedingten, alles Bedingenden, und andererseits dem jeweils verschiedenen, manchmal auch gegensätzlichen Verständnis des wahren Gesichts des Absoluten. Solcher „konkreter Glaube“ führe sich letztlich auf „Offenbarung“ zurück.

Gingen wir einmal probeweise von der Christusoffenbarung aus und damit von einem Verständnis Gottes als transpersonal, als geistiger Wille und als Macht der Liebe, trotz aller Rätselhaftigkeit, dann sei die Offenbarung insofern „universal“, als sich Gott den von ihm geschaffenen Menschen weltweit und zu allen Zeiten kundgebe, wenn auch in unterschiedlichen Gestalten und Intensitäten und nicht immer gleich eindeutig.

(6) *Pfarrerin Martina S. Gnad* (Kassel) präsentierte einen „Filmimpuls zur religiösen Situation in Deutschland“. Eines der beiden Beispiele waren Ausschnitte aus dem Spielfilm „Von Menschen und Göttern“ (Frankreich 2012). Er handelt von französischen Trappistenmönchen, die in einer islamischen Umwelt in Algerien beten und arbeiten. Einer der Mönche ist Arzt und kümmert sich um die Kranken der Region. Islamische Fundamentalisten machen sich breit. Die Mönche entscheiden sich, trotz Lebensgefahr zu bleiben. Schließlich werden sieben der neun Mönche von Terroristen entführt und später ermordet. Es gibt hier, so kommentierte Gnad, kein „Happy-End“, wohl aber Sinnhaftigkeit.

Im Blick auf den christlich-islamischen Dialog stelle sich die Frage: „Konfrontation“ oder aber „konsequenzlose, allgemeine Toleranz“? Die Lösung sah sie in der „Konvivenz“ als einem Zusammenleben, bei dem man sich „auf Augenhöhe“ begegnet, den „Anderen“ Aufmerksamkeit schenkt, solidarisch ist, aber auch Grenzen setzt.

(7) *Pfarrer Dr. Wolfgang Pfüller* (Eisenach) hielt den abschließenden Vortrag zum Thema „Viele Religionen - viele Offenbarungen? Sinn und Unsinn der Rede von göttlichen Offenbarungen“. Er beschrieb „Offenbarung“ zunächst formal als „Enthüllung von andernfalls Unzugänglichem“, dann inhaltlich als „Selbsterschließung Gottes“, und diese sei mit einem „Anspruch auf Endgültigkeit bzw. Unüberbietbarkeit“ verbunden. Doch sei ein solcher Anspruch nicht zu halten. Im Christentum werde „die Letztgültigkeit der christlichen Offenbarung“ behauptet, so etwa bei Tillich und bei dem Systematischen Theologen Wilfried Härle. Auch der islamische Glaube behaupte für seine Überzeugung eine solche Letztgültigkeit.

Religionstheologisch gesehen komme es dann, wenn nicht zu einem Exklusivismus (einem Ausschließlichkeitsanspruch für die eigene Botschaft), zu einem „wechselseitigen (mutualen, reziproken) Inklusivismus“. Ein solcher lasse sich aber nicht halten, wenn sich die Wahrheitsansprüche inhaltlich widersprechen. Dann könne „nicht alles gleichermaßen akzeptiert werden“. Pfüller schließt daraus: „Wir haben nur vorläufige Erkenntnisse!“ Die religiösen Endgültigkeitsansprüche ließen sich nicht aufrecht erhalten.

Seine These: „Viele Religionen - keine Offenbarung“. Denn was wir von Gott aussagen, das seien eben „alles unsere Deutungen“: „Wir versuchen, die göttliche Wirklichkeit zu verstehen, aber das sind unsere Versuche.“ Insbesondere der „Urheber“ sogenannter Offenbarung sei unsere Deutung. Ist Gottes Wille, sich uns mitzuteilen, unsere Projektion? Oder gibt es diesen göttlichen Willen wirklich? Jedenfalls sei dieser „Urheber“ für uns unzugänglich.

Freilich wollte Pfüller nicht auf Maßstäbe zur Beurteilung religiöser Aussagen verzichten. Sein erstes Kriterium lautet, im Sinn von Anselm von Canterburys „ontologischem Argument“: „Gott ist das, worüber hinaus nichts Größeres gedacht werden kann“. Sein zweites Kriterium: Die „Intensität des Heils“, die darin besteht, „dass uns die Mittler (göttlicher Selbsterschließung) mehr oder weniger überzeugen“.

(8) In der *Schlussrunde* zur Gesamthematik zeichnete sich eine Grundübereinstimmung darüber ab, dass auf einen Bezug auf eine „höhere Wirklichkeit“ nicht verzichtet werden könne. *Dr. Einhard Weber* (Creußen) sprach von „Ereignissen, die auf ein höheres Wesen hinweisen“. Er zitierte Albert Schweitzer: „Gott ist etwas Unendliches, in dem wir ruhen“. *Professor Dr. Hans-Georg Wittig* (Lörrach) schloss sich dem an: „Wir müssen von einer höheren Wirklichkeit ausgehen!“ Er plädierte für die „aufgeklärte Humanität“ der liberalen Theologie, die freilich in der Kirche zerrieben zu werden drohe. *Pfarrerin Martina S. Gnadt* fand in unserer „postsäkularen Zeit“ eine „Wiederkehr der Religion“. Die christlichen Kirchen hätten dabei „die Selbstoffenbarung Gottes in Christus“ anzubieten. *Professor Dr. Werner Zager* wollte dies damit vermittelt wissen, dass auch in den außerchristlichen Weltreligionen durchaus „Offenbarung“ zu finden sei. Nochmals kam von *Pfarrer Dr. Wolfgang Pfüller* der Einwand: „Universal“ seien nicht „Offenbarungen“, sondern „religiöse Deutungen der letzten Wirklichkeit“. Im Blick auf das Verständnis von „Offenbarung“ war also keine Übereinstimmung zu gewinnen.

Andreas Rössler

Bücher

Zager, Werner (Hg.): Glaubwürdig von Gott reden. Im Gespräch mit Paul Tillich, Evangelische Verlagsanstalt Leipzig, Leipzig 2012 (ISBN 978-3-374-03069-9). 193 Seiten, kartoniert, 28 Euro. (Mit Beiträgen von Werner Zager, Andreas Rössler, Bernd Hildebrandt, Wolfgang Pfüller, Martina S. Gnadt, Martin Schuck, Matthias von Kriegstein, Joachim Kunstmann.)

Es könnte sein, dass sich die Theologie Paul Tillichs (1886-1965) als geradezu visionär erweist. Seine undogmatische und viele Wissenschaften verbindende Annäherungen an Gott lesen sich, als seien sie für die heutige Zeit geschrieben. Weder scheut Tillich die Philosophie, noch den interreligiösen Dialog, noch die Mystik und die Psychologie, um zu begreifen, was Gott für den Menschen bedeutet. Gerade weil er so vielfältig vermittelte - zwischen

Glauben und Denken, zwischen Tradition und Moderne, zwischen Erkenntnis und Erfahrung - ist er heute so modern. Dass dieser Schatz religiösen Denkens nicht in Vergessenheit gerät, ist das Anliegen des soeben erschienenen Sammelbandes mit dem Titel „Glaubwürdig von Gott reden“. Darin sind acht Beiträge versammelt, die Paul Tillichs Denken aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten. Der Band ist das Ergebnis der Tagung des Bundes für freies Christentum vom 7. bis 9. Oktober 2011 in der Lutherstadt Wittenberg.

In seinem Einführungsaufsatz führt der Stuttgarter Pfarrer Andreas Rössler in den Kosmos Tillich'scher Theologie ein, gibt Kostproben seines philosophischen Zugangs zu Gott: „Gott ist keine Person. Aber Gott hat mit allem zu tun. Er ist aber kein Teil der Wirklichkeit, sondern ihre Tiefe, ihr Geheimnis, ihr Hintergrund.“

Alle Autoren des nicht immer einfach zu lesenden Buches sind sich einig: In diesen Sprachversuchen, diesen Bildern und Symbolen von Gott liegt eine der größten Stärken der Theologie Tillichs. Wenn er von Gott als „Tiefe im eigenen Leben“ oder „Ursprung des eigenen Seins“ spricht, dann klingt das nicht so verzagt und verkopft wie manch andere gelehrt-theologische Rede.

Dass Gott nicht erkannt, sondern erfahren wird, davon rückte Tillich zeitlebens nicht ab. Und so ist der Ausflug in Tillichs Predigten, den die hessische Pfarrerin Martina S. Gnadt unternimmt, sehr aufschlussreich. Für Tillich bedeutet Gott, dass es einen Sinn in jedem einzelnen Leben gibt. „Woher das alles, wozu das alles, wohin das alles, wohin ich selbst?“, fragt Tillich als freiwilliger Feldgeistlicher im Ersten Weltkrieg seine Hörer und fährt fort: „Die Antwort, die erhaben einfache, majestätische Antwort, die alle Unruhe zur Ruhe und allen Kampf zum Frieden bringt, sie heißt: Über der Zeit die Ewigkeit, über dem Leben, über dem Sterben der ewige Lebendige, über den Welten der, zu dem wir sprechen: Unser Vater in dem Himmel!“

Spannend ist aber auch der Brückenschlag zwischen Kirche und Gesellschaft, Theologie und Politik, den Tillich unternahm und ihn zu einem Wegbereiter der berühmten Frankfurter Schule um Theodor W. Adorno werden ließ. Theologie brauche eine soziale und politische Anwendung, das war Tillichs Überzeugung. Der Frankfurter Theologieprofessor Matthias von Kriegstein zeigt, wie sich diese Linien bis heute fortsetzen: Wenn etwa der Frankfurter Philosoph Axel Honneth davon spricht, dass alle Menschen ein gewisses Maß an sozialer Anerkennung erleben müssen, aus der die individuelle Selbstachtung erwachse - dann ist das eine moderne Auslegung der Rechtfertigungslehre, die auf Tillich zurückgeht.

In einer Zeit, in der langsam wiederentdeckt wird, dass die Religiosität wesentlich zum Menschen gehört und dem Menschen ohne Spiritualität etwas Entscheidendes fehlt, erscheint Paul Tillich als Vordenker, der sowohl für kritische Philosophen, als auch für fromme Gläubige anschlussfähig ist.

Das Buch bietet einen lebendigen Zugang zu den weiten Feldern der Theologie Tillichs. Es taugt sowohl als eine Einführung in sein umfangreiches Werk, als auch für die persönliche theologische Anregung. Biografisches findet sich darin wenig, auch keine nähere Beschäftigung mit Tillichs religiösen Sozialismus.

Redakteur Stefan Seidel, Blumenstr. 76, 04155 Leipzig

Jörgen Bruhn: Blicke hinter den Horizont. Nahtodeserlebnisse: Deutung – Bedeutung, Alsterverlag Hamburg, 2. überarbeitete Auflage 2009 (ISBN 978-3-941808-00-3). 208 Seiten, gebunden. 19,90 Euro.

Dieses eindrucksvolle Buch des Hamburger Theologen und Religionspädagogen Bruhn ist aus jahrzehntelanger Beschäftigung mit Nahtodeserlebnissen und seiner bundesweiten Vortragstätigkeit erwachsen. In seinem einfach geschriebenen, übersichtlich gegliederten Buch sammelt er nicht nur die einschlägige Literatur zum Thema, sondern greift auch auf Berichte von Leuten zurück, die ihm ihre eigenen Nahtodeserlebnisse geschildert haben. So mischen sich konkrete Einzelberichte mit einer alles Einzelne ordnenden Übersicht. Bruhn zeigt, wie eine Nahtoderfahrung das Leben des betroffenen Menschen erneuert, vertieft, ihm Ängste nimmt und Trost vermittelt. Zugleich hat Bruhn vielfach erlebt, wie der Bericht von solchen Nahtoderfahrungen anderen Menschen aufhilft und sie sogar von geplantem Suizid abhalten kann. Die dichten Ereignisse in den Nahtodeserlebnissen lassen etwas von der Unvorstellbarkeit der „anderen Dimension“ ahnen.

Das Thema wird entfaltet, indem „Mosaiksteine der Nahtodeserlebnisse“ aufgereiht werden. Zugleich wird beleuchtet, wie das Ernstnehmen der Nahtodeserlebnisse die Sicht des Menschen, seines Lebenssinnes und seiner Lebensführung klärt und korrigiert. „Die Verwirklichung von Liebe und das Erlangen von Wissen oder Lebensweisheit“ sind die beiden Schwerpunkte, auf die es im Leben ankommt (S. 57). Die Aufgaben im Diesseits werden dringender und intensiver, gerade wenn man verstanden hat, „dass am Ende des Erdendaseins eine unendliche Liebe auf uns wartet“ (S. 57). Wie wird in den Naturwissenschaften, in Medizin, Philosophie und Theologie über Leben, Tod, Ewigkeit und die „Seele“ nachgedacht, gerade auch von den Nahtodeserlebnissen her? Bruhn findet noch manche grundsätzliche Abwehr dieser Phänomene, aber auch eine neue Aufgeschlossenheit, die hier und dort aufbricht. Der Verfasser plädiert gegen einen materialistischen Atheismus (S. 60), aber auch gegen die in der Dialektischen Theologie Karl Barths vertretene, in der Tat seelsorgerlich fatale „Ganztodtheorie“ (S. 112). Er sieht in den Nahtodeserlebnissen starke Argumente dafür, dass die Seele nicht total an den Leib gebunden ist und dass die Rede von der „Unsterblichkeit der Seele“ keineswegs abwegig ist. Einen starken Gewährsmann findet er in dem Neurologen und Nobelpreisträger John C. Eccles (1903-1997) (S. 92 f.), der die Meinung ablehnte, der Geist sei nichts anderes als eine Funktion und ein Produkt des Gehirns. Theologisch findet Bruhn bei seiner Auswertung der Nahtodeserlebnisse eine Vereinbarkeit mit einem liberalen, elementaren Christentum etwa auf der Linie Adolf von Harnacks (S.118-122) und Argumente gegen den Gedanken einer Hölle (S. 116-118).

Der engagierte evangelische Christ Bruhns sympathisiert mit dem Gedanken der Reinkarnation, auch wenn er betont, dass das nicht notwendig mit Nahtodeserlebnissen verbunden ist (S. 173-179). Ich meine: Das Entscheidende ist das Aufbewahrtsein des Menschen im Reich Gottes, wie immer wir uns dann Einzelheiten vorstellen mögen. Das Buch ist anthropologisch, theologisch, seelsorgerlich und pädagogisch äußerst hilfreich.

Andreas Rössler

Hermann-Josef Frisch: Welt und Botschaft der Bibel. Das große illustrierte Handbuch, Patmos Verlag, Ostfildern 2012 (ISBN 978-3-8436-0232-7). 448 Seiten, gebunden. 30 Euro.

Dieses mit 250 Fotos, Grafiken und Karten einprägsam und informativ, leserfreundlich und ungemein ansprechend illustrierte Sachbuch zur Bibel popularisiert, was in den Bibelwissenschaften „Einleitung“ in das Alte und das Neue Testament genannt wird, samt „biblischer Zeitgeschichte“ und „Umwelt der Bibel“. Es enthält fundamentale Einblicke in die Theologien der biblischen Schriften und gibt auch Ausblicke auf die Religionsgeschichte. Das Buch schließt die biblische Botschaft in der Vielfalt ihrer Motive, Themen und Entstehungsumstände auf. Es ist Nachschlagewerk und Lesebuch zugleich. Es ist geeignet für die Erwachsenenbildung wie für den Schulunterricht. Der Verfasser, ein katholischer Theologe, Pfarrer und erfahrener religionspädagogischer Sachbuchautor, ist auf der Höhe der historisch-kritischen Forschung, auch wo er sich zu kritischen Themen wie den Osterberichten oder der „Jungfrauengeburt“ äußert.

Andreas Rössler

Marion Küstenmacher/Tilmann Haberer/Werner Tiki Küstenmacher: Gott 9.0. Wohin unsere Gesellschaft spirituell wachsen wird, Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2010 (ISBN 978-3-579-06546-5). Mit Illustrationen von Werner Tiki Küstenmacher. 319 Seiten, gebunden. 22,99 Euro.

Das Münchener Autoren-Trio, das sich früher mit dem „Enneagramm“ beschäftigt hat, stellt acht Stufen unseres Bewusstseins vor, die unser ganzes Denken, Fühlen und Handeln prägen, unser Selbstverständnis und Weltverständnis, die Gestaltung des Zusammenlebens, die Ängste und Hoffnungen, wobei jede dieser Bewusstseinsstufen je eigene Stärken und Schwächen kennt. Die neunte Stufe, zu der auch schon Erwägungen angestellt werden, haben wir noch vor uns. Ihre Merkmale sind „noch weitgehend unklar“ (S. 35). Jede dieser Stufen (sie werden unterschiedlichen Farben zugeordnet) hat ihre eigene „Version“ von Gott. Analog zu den heutigen Computer-Betriebssystemen werden die Stufen von „Gott 1.0“ bis „Gott 9.0“ unterschieden.

Das Autoren-Team fußt auf der „Ebenen-Theorie der Persönlichkeitsentwicklung“, der „Theorie der zyklisch auftauchenden Existenz-Ebenen“ des amerikanischen Psychologen Clare Graves (1914-1986), einer Theorie, die von dem Philosophen Ken Wilber aufgegriffen worden ist. Unterstützt werden sie von dem Ordensgeistlichen Richard Rohr, der im Vorwort von den Einschnitten, Krisen und Reifungen in seinem Leben erzählt und auf die Lebensdienlichkeit dieser Betrachtungsweise in Entwicklungsschritten hinweist.

Das mehrmals tabellenartig aufgeführte Schema von den Stufen unseres Bewusstseins besagt, ganz grob aufgelistet, im Blick auf die Gottesbilder: „Gott 1.0“ (Beginn vor 100.000 Jahren) – Mutterbrust, „große Hand“; „Gott 2.0“ (seit 50.000 Jahren) – Geister, Dämonen, Stammesgötter; „Gott 3.0“ (seit 10.000 Jahren) – Machtgötter, Kriegsgott; „Gott 4.0“ (seit 5000 Jahren) – einziger Schöpfer, Allmächtiger, Richter; „Gott 5.0“ (seit 650 Jahren) – verlorener Gott, persönlicher Gott; „Gott 6.0“ (seit 150 Jahren) – menschenfreund-

licher Gott, Gott in allen Religionen; „Gott 7.0“ (seit 60 Jahren) – trinitarisches Gottesbild, „Koinhärenz von Gott und Mensch“; „Gott 8.0“ (seit 40 Jahren) – Gott als Geist, als pulsierender Prozess; „Gott 9.0“ bleibt noch offen. Den Stufen entsprechen Leitgesichtspunkte: Existieren (Stufe 1.0), Sicherheit (Stufe 2.0), Macht (Stufe 3.0), Wahrheit (Stufe 4.0), Freiheit (Stufe 5.0), Verbundenheit (Stufe 6.0), Zusammenschau (Stufe 7.0), Universalität (Stufe 8.0). Ab „Gott 6.0“ geht es also Schlag auf Schlag!

Jeder Mensch habe die einzelnen Bewusstseinsstufen eine nach der anderen zu durchschreiten. Dabei werden manche auf der einen oder anderen Stufe stehen bleiben. Es gibt auch Rückschritte von einer höheren auf eine niedrigere Stufe. Grundsätzlich kann man auch in der einen Hinsicht (etwa dem Gemeinschaftsbewusstsein) schon weiter, in einer anderen Hinsicht (etwa der religiösen Haltung) noch zurückgeblieben sein.

Ich frage mich, ob man wirklich jeder dieser einzelnen Stufen durchlaufen haben muss, um fortzuschreiten. Und gab es denn beispielsweise bis vor etwa 650 Jahren nur die Stufen 1.0 bis 4.0, analog von Musikstilen, die sich erst nacheinander gebildet haben? Gewinn ist aus diesem Buch aber auch dann zu ziehen, wenn man die einzelnen Bewusstseinsstufen eher als unterschiedliche Schwerpunkte sieht, die anderen Stufen gegenüber dominieren oder sie integrieren, und grundsätzlich alle Stufen als Möglichkeiten versteht, die sich bei den einen stärker, bei den anderen schwächer ausbilden können. Zu fragen ist auch, wie die Autoren die Phänomene des Atheismus und der religiösen Gleichgültigkeit einschätzen. Vielleicht verstehen sie den Gottesbezug als den Normalfall, von dem es aber gelegentliche Absatzbewegungen gibt.

Eine große Hilfe ist das Buch darin, dass man sich selbst und andere besser zu verstehen lernt. Auch kann man Denkweisen und Verhaltensweisen, die man kritisch sieht, eher einordnen und damit auch ein gewisses Verständnis dafür zeigen. So stelle sich beispielsweise heraus, „dass orthodoxe Juden, konservative Katholiken oder traditionelle Moslems meistens Gott 4.0 meinen, wenn sie von ihm sprechen. Protestanten verstehen unter Gott eher Gott 5.0, wobei es auch Kreise gibt, die zurück zu Gott 4.0 tendieren. Die meisten engagierten Christen dagegen meinen mit Gott die Version 6.0 – und werden von ihren Bischöfen und anderen 4.0-Anhängern permanent missverstanden“ (S. 14). Wo stehe ich jetzt? Wohin kann ich mich weiterentwickeln?

Andreas Rössler

Jörg Zink: Die Stille der Zeit. Gedanken zum Älterwerden, Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2012 (ISBN 978-3-579065809). 128 Seiten, 14,99 Euro.

In seinem langen Leben hat Jörg Zink mehr als 200 Bücher mit einer Gesamtauflage von 18 Millionen Exemplaren geschrieben. Sein jüngstes Werk wirkt wie ein Testament. Es transportiert die Geisteswelt eines 89-Jährigen, dem verschiedene Gebrechen den Blick für das Wesentliche im Leben noch einmal geschärft haben.

Vielleicht war es eine Begegnung im Zweiten Weltkrieg, die Zink die entscheidende Wende gab. In einem Gefängnis sah er einen zum Tode verurteilten Franzosen, der den

Deutschen mit einem freundlichen Lächeln begegnete und mit einem Dankgebet die karge Häftlingsmahlzeit zu sich nahm. „Helden hatte ich genug gesehen, aber nicht einen Menschen, der so seinem Todfeind gegenüber stand. So sicher, so freundlich, so klar. So ohne jeden Hass.“ Er selbst las in dieser Zeit intensiv im Neuen Testament und rang sich durch, in Tübingen Theologie zu studieren - der Anfang seiner Karriere als Pfarrer, die ihn zu Prominenz und einer riesigen Fangemeinde führte. Trotz seiner Weisheit und Belesenheit - oder vielleicht gerade deshalb - steht Zink eher distanziert zur wissenschaftlichen Theologie. „Ich konnte mir schlechterdings nicht vorstellen, dass die Bauern und Fischer und Hausfrauen von Galiläa den Worten Jesu hätten folgen können, hätte Jesus die Art Theologie von ihnen verlangt, die wir heute unseren Hörern zumuten.“

Von christlichen Lehrsätzen hält sich der evangelische Pfarrer fern. Stattdessen rühmt er die Erzählungen aus der Bibel und aus anderen Quellen. Das führt dazu, dass er in seiner direkten Ansprache des Lesers ganz undogmatisch bleibt - etwa darüber, ob sich ein Mensch nun als Christ versteht oder nicht. Niemand solle sich Sorgen machen um seinen Stand in der Ewigkeit. Der Tod sei doch immer nur ein kurzer Übergang, ein Schritt hinüber, dem nichts Trauriges anhafte. Menschen könnten tief in ihrem Innern, aber auch im anderen Menschen Gott finden. Deshalb warnt Zink vor einer Passivität im Alter. Senioren sollten sich klar machen, welche Macht sie haben. Sie sollten für gerechte Anliegen demonstrieren, Briefe schreiben, im Internet veröffentlichen. Sein Rat auch für die letzten Lebensjahre: „Lebe sichtbar und spürbar, lebe öffentlich. Dann wird dein Alter einen guten und soliden, einen wertvollen, produktiven und über den Tag hinaus wirksamen Sinn bekommen.“

Marcus Mockler, epd-Wochenspiegel 23/2012

Leser-Echo

Zu: „Leser-Echo“ unter der Überschrift „Ist das Kausalprinzip überholt?“ von Hermann Pelchen (Freies Christentum 4/2012, S. 109-110)

Auf meine kritische Sicht des durch die klassische Physik bestimmten Kausaldenkens (Leserecho Freies Christentum 3/2012, S. 81 f.) hat ein Leser reagiert mit dem Argument, jede Wirkung habe eine Ursache und sei letzten Endes eine Folge des Ablaufs einer Kette von Ursachen. Durch das Zitieren der Meinung einer Physikerin, eine in das Weltgeschehen eingreifende Gottheit müsse die „feuernden Neuronen“ im Gehirn des Menschen beeinflussen können, wird dieses Kausalitätsprinzip auf die Ebene des Geistigen ausgedehnt. In diesem Modell sind unser Denken und Handeln, Kreativität und Entscheidungen durch die zurückliegende Kausalkette determiniert. Ein armseliges Leben ohne Willensfreiheit, ohne Verantwortung, ohne Sinn. Ein Maschinen-Dasein.

Unbestritten begründete das Denken in Ursache und Wirkung, zielgerichtetes Handeln in monokausalen Schritten die Erfolgsgeschichte des Menschen in der Evolution. Die

Entdeckung der Gesetze der klassischen Physik - die Welt als Uhrwerk, im Prinzip vorausberechenbar - führte zum technischen Fortschritt und damit zu angenehmeren Lebensbedingungen. Der Durchbruch wurde erzielt durch die Methode des reduktionistischen Experiments. Nur *ein* Faktor wird geändert, alle anderen Bedingungen, die den Versuch beeinflussen könnten, werden ausgeschaltet. Das Ergebnis ist ein monokausales. Nach vielen Versuchen kann dann induktiv auf ein physikalisches Gesetz geschlossen werden. Die Gesetze konnten plausibel zusammen gefasst werden zur Physik der Thermodynamik.

Das darauf beruhende Bild von der Welt wurde erschüttert durch die Erkenntnisse der großen Physiker des 20. Jahrhunderts. In der Quantentheorie gilt: „Die Zukunft ist offen“ (Hans Peter Dürr, Atomphysiker). Die Bestimmbarkeit von Eigenschaften und zu erwartenden Ereignissen ist auf der Ebene der Elementarteilchen prinzipiell begrenzt und zudem prinzipiell vom Beobachter beeinflusst. Vom Untersuchungsapparat hängt ab, ob das beobachtete Phänomen ein Teilchen oder eine Energiewelle ist. Es ist beides oder, besser gesagt, etwas, das wir uns nicht vorstellen können. Auf dieser Ebene der Wirklichkeit begegnen uns die Form und das Ereignis an sich, keine Materie im geläufigen Sinn. Da gibt es keine mechanistisch gedachte Kausalität.

Komplexe Systeme entwickeln eine Eigendynamik, die durch die Faktoren, die das System aufbauen und tragen, nicht erklärt werden kann. In chaotischen Systemen kann sich unvermittelt, von selbst Ordnung einstellen (Selbstorganisation). Ordnungsstrukturen, z.B. Strömungsfiguren in fließendem Wasser, können typisch für das Medium sein, der Materie immanent. Die auslösenden Ursachen, Steine, ein Baum oder Eisen spielen dabei keine Rolle. Wenn durch eine Ursache, die verschwindend klein sein kann, ein komplexes System angestoßen wird, kann dieses System eine ungeheure Eigendynamik entfalten, die nicht voraus zu sehen war. Das ist der Schmetterlingseffekt, der in der Zuschrift als „berüchtigt“ bezeichnet wird. Der gleiche Anstoß führt zu einem ganz anderen Ergebnis, das durch die Eigendynamik und nicht durch den auslösenden Impuls bestimmt wird. Auf diesem Sachverhalt beruht auch die Unsicherheit jeder langfristigen Wetter-Vorhersage. Also ist der Schmetterling nicht die Ursache des Hurrikans im Sinn der klassischen Physik.

In der Theorie der dynamischen Systeme gibt es den Begriff des Attraktors, auf den hin sich das System entwickelt, als würde es von ihm angezogen. Teleologisch heißt, auf ein Ziel hin ausgerichtet. In Analogie zum Bild des Attraktors sollte auch das Ziel unserer Welt keiner materiell definierten Ursache bedürfen.

Dr. med. Wolfgang Grote, Auf dem Kämpchen 18A, 58093 Hagen

Zu: Freies Christentum 4/2012

Mit Interesse habe ich insbesondere die Ausführungen Herrn Dr. Rösslers gelesen, die sich auf „Achtsamkeit“ und „innere Ruhe“ beziehen [S. 85-88], was ja auch schon vor 2500 Jahren vom Buddha gelehrt wurde (siehe auch meinen Beitrag in Heft 2/2012 DMW). Auch der Beitrag zum Kausalprinzip, wo auf die uneingeschränkte Akzeptanz durch die moderne Physik hingewiesen wird [Leser-Echo auf S. 109 f.], ist für Buddhisten

hochinteressant, gehört doch das Gesetz von „Ursache und Wirkung“ zu den (wenigen) Axiomen des Buddhismus. Besonders herzlich gelacht habe ich über den Hörerbrief an die amerikanische Radio-Moderatorin Dr. Laura [S. 93 f.].

Axel Rodeck, Eggeniese 9 A, 30419 Hannover

Zu: Jahrestagung Bund für Freies Christentum, 21.-23. September 2012

Wenn ich die Tagung auch für mich im Ganzen als wertvoll empfand, wurde mir dort wieder bestätigt, dass es offensichtlich mehr Menschen gibt, die über Offenbarung sprechen, als welche, die sie erfahren. Mystik vollzieht sich nach meinem Dafürhalten in drei Stufen: Die Eingebung als niedrigste. Dem Betroffenen wird im Allgemeinen nicht bewusst, dass er eine transzendente Erfahrung macht. Als zweite: Plötzlich mit tiefem Glücksgefühl erfahrenes Allbewusstsein, durch Meditation und/oder Coaching (Sabin Robert) angestrebt. Und als höchste Stufe: Ein „umwerfendes“ Erlebnis, als transzendent-absolut empfunden und als „Auftrag“ verstanden. Von da als von Gott begnadetes Werkzeug versucht, „SEINEN“ Willen umzusetzen. Fühlt sich dabei in wunderbarer Weise geführt und behütet. Christliche Beispiele: Jesus, Paulus und die alten Propheten, nachbiblische insbesondere die frühchristlichen und mittelalterlichen Mystiker. Jüngere: Albert Schweitzer, Dietrich Bonhoeffer, Simone Weil, Dag Hammarskjöld. Außerchristliche: Mahatma Gandhi, der Dalai Lama und bestimmt auch die Religionsgründer.

Hans-Ulrich Oberländer, Jena

A. Rössler zum Abschied als Schriftleiter

Im Rahmen der Mitgliederversammlung des Bundes für Freies Christentum am 22. September 2012 in der Evangelischen Akademie Hofgeismar wurde Pfarrer Dr. Andreas Rössler als Schriftleiter unserer Zeitschrift „Freies Christentum“ verabschiedet. Dies ist einerseits schmerzlich, verlieren wir doch sehr ungern einen Theologen, der mit hoher theologischer Kompetenz und großem persönlichen Einsatz diese Funktion über neun Jahre hinweg wahrgenommen hat. Und so ist es auch ihm selbst nicht leichtgefallen, aus gesundheitlichen Gründen das Amt des Schriftleiters mit Ablauf dieses Jahres abzugeben. Andererseits soll aber die Dankbarkeit im Vordergrund stehen für all die hilfreichen und weiterführenden Impulse, die von Andreas Rösslers Beiträgen immer wieder ausgegangen sind. Erwähnt seien hier das „Wort des Schriftleiters“ als sein Markenzeichen, seine informativen Buchbesprechungen und die gehaltvollen Artikel aus seiner Feder. Und nicht zuletzt haben wir zu danken für die anspruchsvolle redaktionelle Tätigkeit bei der Herstellung der einzelnen Hefte.

Im Namen des Bundes für Freies Christentum möchte ich mich bei Andreas Rössler sehr herzlich für alle geleistete – wohlgerneht ehrenamtliche – Arbeit bedanken. Wir sind

sehr froh, dass er sich bereit erklärt hat, seinen Nachfolger in der Schriftleitung, Herrn Kurt Bangert, mit Rat und Tat zu unterstützen und auch im Vorstand weiter mitzuarbeiten. Wir wünschen ihm für die kommenden Jahre von Herzen stabile Gesundheit, Schaffensfreude und -kraft, aber auch die nötigen Ruhe- und Erholungspausen.

Werner Zager

Übergabe an Kurt Bangert

Das Amt des Schriftleiters der Zeitschrift „Freies Christentum“ habe ich in den Jahren 2004 bis 2012 gerne ausgeübt. Sehr dankbar bin ich für den vertrauensvollen Kontakt zur Leserschaft und für viele Artikel, die mir geradezu zugeflogen sind. Ich hatte nie Mühe, das Heft zu füllen, wohl aber war es schwierig, zu kürzen oder aufzuschieben.

Sehr froh bin ich, dass sich Kurt Bangert (Bad Nauheim) bereit erklärt hat, ab Heft 1/2003 das Amt des Schriftleiters zu übernehmen. Wir haben in ihm jemanden gefunden, der ein kompetenter Theologe ist und viel publizistische Erfahrung mitbringt. Er wird, von seiner speziellen Vorbildung, seinem beruflichen Werdegang und seinem theologischen Profil her, seine eigenen Akzente setzen. Ich selbst will gerne weiter mitarbeiten und Kurt Bangert zuarbeiten, soweit es meine Kräfte zulassen.

Der neue Schriftleiter wird sich in Freies Christentum 1/2013 selbst vorstellen. Ich wünsche ihm viel Freude an diesem wichtigen und reizvollen Amt und bitte Sie, die Leserinnen und Lesern, ihn mit Beiträgen, Zuschriften und Anregungen zu unterstützen, wie Sie mich unterstützt haben.

Andreas Rössler

Termine

Regionaltreffen in Stuttgart

Gemeindehaus der Tempelgesellschaft in Stuttgart-Degerloch, Felix-Dahn-Straße 39.

10. November 2012 (Samstag), 15 bis 18 Uhr.

Dr. Eberhard Zwink: „...einen neuen Ruhmestitel verliehen? Eberhard Nestle (1851-1913) und sein griechisches Neues Testament bei der Württembergischen Bibelanstalt“.

Jahrestagung 2013 des Bundes für Freies Christentum

11. bis 13. Oktober 2013 in der Evangelischen Akademie Loccum.

Thema: „Tod und ewiges Leben“.

Persönliches Credo als Vaterunser

Als Geist und Du, Vater und Mutter,
diesseits wie im Transzendenten
uns in Liebe, Güte und Geduld zugetan.
Heilig ist Dein Schöpfungsplan mit geistiger Evolution
zu Mitgefühl, Geschwisterlichkeit und höchster Reife.
Dein Reich entfaltet sich jetzt und hier in Fülle.
Dein Wille verhilft uns zu schöpfungsbewahrendem Tun
durch verantworteten Umgang mit den eigenen Freiheiten.
Die Grundbedürfnisse gibst Du uns heute
und morgen unseren Enkeln.
Du vergibst uns unsere Schuld, wie auch wir lernen
zu vergeben und zu versöhnen.
Du stärkst uns, der Versuchung zum Bösen zu widerstehen.
Denn Dein ist die Wahrheit, die Sanftmacht,
die Schöpfungsherrlichkeit,
jetzt und ewig.
Weil ich das so glaube, bin ich zuversichtlich,
dass die Menschheit mit Deiner Hilfe
aus Ehrfurcht vor dem Leben
zur Zukunftsfähigkeit reift.
Amen.

Hans-Ulrich Oberländer

Anmerkung:

Gottvertrauen bildet die Voraussetzung für das bittenlose
Vaterunser-Credo und für Geborgenheit im Glauben –
wunderbare Gnade?

PVSt DPAG Entgelt bezahlt E 3027

Versandstelle „Freies Christentum“:
Geschäftsstelle des Bundes
für Freies Christentum
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Bezugspreis jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

Mitgliedsbeitrag für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 28 Euro. Darin ist der Bezug der Zeitschrift enthalten. Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Zahlungen an Bund für Freies Christentum:

Kreissparkasse Esslingen, Konto-Nr. 56 037 137, BLZ 611 500 20 (IBAN: DE59 6115 0020 0056 0371 37. - BIC: ESSLDE66XXX).

Kassenführung bei der Geschäftsstelle des Bundes, Anschrift siehe unter „Bestellungen“!

Bestellungen: Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum, Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart; Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags); Fax 0711 / 7655619 (E-Mail-Anschrift vorne).

In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum wende man sich an die Geschäftsführende Vorsitzende, Frau Karin Klingbeil, in Sachen der Zeitschrift (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter, Pfarrer Dr. Andreas Rössler (Anschriften vorne).